

Vereint in der Sprache des Feindes

Vor 70 Jahren begegneten sich in Torgau erstmals sowjetische und amerikanische Soldaten. Leutnant Chaim Thau steht im Zentrum des berühmten Fotos von dem Treffen. Damals war er noch Rotarmist. Ein paar Jahre später wurde der Ukrainer zum Amerikaner.

VON CAROLIN WILMS

Chaim Thau steht im Sonnenschein am Ufer der Elbe. Endlich, nach so vielen Kämpfen, Entbehrungen, Verlusten von Freunden, haben der Leutnant einer Panzereinheit der Roten Armee und seine Kameraden ihr Ziel erreicht. Doch der 22-Jährige kann den friedlichen Anblick des Stroms nicht lange in Ruhe genießen. Plötzlich hört er: „Du, du und du! Auf die Brücke!“ Er versteht sie, obwohl die Worte in einer fremden Sprache fallen. Auch er ist damit gemeint. Allan Jackson, der amerikanische Fotograf des „International News Service“, dirigiert und arrangiert Thau und die anderen auserwählten Kameraden, Russen und Amerikanern für ein Bild. Über dem klaffenden Abgrund der zerstörten Brücke sollen sich die Verbündeten die Hände reichen.

Es ist der 25. April 1945 im sächsischen Torgau an der Elbe. Folgsam tun die Soldaten, worum Fotograf Jackson sie bittet. Der

Das Kriegsende 1945 in Sachsen Mit SZ-Lesern auf Spurensuche

Einzig, der dabei nicht die Verbündeten anblickt, sondern direkt in die Kamera schaut, ist Leutnant Chaim Thau. Drei Tage später, am 28. April 1945, erscheint das gestellte Bild auf der Titelseite der amerikanischen „New York Times“. Eine Ikone der Kriegsfotografie ist geboren. Auch in Chaim Thaus Leben wird dieser Tag alles verändern. Und dazu führen, dass sein Sohn mit Vornamen Jeffrey heißt.

70 Jahre später kann dieser Jeffrey Thau davon berichten, was ihm sein Vater erzählt hat. Er erinnert sich noch gut an die Geschichten seines vor zwanzig Jahren verstorbenen Vaters. Zum Beispiel, dass Chaim Thau überrascht war vom, wie er sagt, „Schießen des Fotos“. „Es waren für ihn die ersten ‚Schüsse‘, die nicht aus einer Waffe kamen. Als Pole jüdischen Glaubens hat mein Vater in seinem Heimatdorf als Partisan gegen die Deutschen gekämpft, und der gemeinsame Feind hatte ihn mit der Roten Armee geeint“, sagt Jeffrey Thau.

Das Foto vom 25. April 1945 versinnbildlicht auf einfache Weise ein überaus komplexes Ereignis: Amerikanische Spähtrupps haben zwei Tage lang zwischen Mulde und Elbe nach der Roten Armee Ausschau gehalten. Nicht nur das donnernde Dröhnen der Artillerie kündigt von ihrem baldigen Eintreffen; auch die zunehmende Anzahl entgegenkommender deutscher Flüchtlinge, die versuchen, in den von Amerikanern eroberten Teil des Landes zu gelangen. An jenem Mittwoch, noch sind es knapp zwei Wochen bis zum Kriegsende, kommt es zwischen Torgau und Riesa entlang der Elbe zu mehreren Aufeinandertreffen von Angehörigen der 69. Infanteriedivision der Vereinigten Staaten und der 58. Gardeschützendivision der 1. Ukrainischen Front der Roten Armee. Zum ersten Mal begegnen sich die Streitkräfte auf einem Schlachtfeld im Deutschen Reich. Dieser Durchbruch durch die deutschen Linien bedeutet zwar die Aufspaltung der Kräfte der Wehrmacht. Das ist aber militärstrategisch zu diesem Zeitpunkt kaum noch bedeutsam.

In der frühlingsschwangeren Luft des ausklingenden April ist das Treffen geprägt



Eine inszenierte Ikone der Kriegsfotografie: Sowjetische und amerikanische Soldaten begegnen sich an der Elbe bei Torgau. Hinten in der Mitte der Rotarmist Chaim Thau, der später Amerikaner werden sollte.

Foto: Allan Jackson/dpa

von grenzenloser Erleichterung. Für beide Kriegsgegner der Deutschen ist es ein sichtbarer und zugleich im Wortsinn greifbarer Beweis dafür, dass der Krieg nicht mehr lange dauern wird. Die bleierne Erschöpfung der Soldaten ist verflogen. Freude macht sich breit und Neugier auf den sagenumwobenen „Waffenbruder“: Hier die Rote Armee mit ihren Soldatinnen im Rock, dort die behelmten und besser ausgestatteten GIs der US-Armee. „Auch für meinen Vater war es das erste Mal in seinem Leben, dass er Amerikaner traf“, erzählt Jeffrey Thau.

Nicht nur mit Blick auf ihre Ausrüstung konnten die Verbündeten unterschiedlicher nicht sein. Die ideologischen Gegensätze und die beiderseitige Propaganda hatten die klischeehaften Vorurteile und das tief sitzende Misstrauen genährt, auf Kommandoebene und beim Fußvolk. Die Erinnerungen, Kriegsberichte und Aufnahmen, die Chaim Thau seinem Sohn hinterlassen hat, überliefern allerdings anderes: lachende Soldaten auf Jeeps, kameradschaftliche Umarmungen, fröhlich arrangierte Szenen von Soldaten mit und ohne Akkordeon, gewechselten Helmen, Fahnen, Schildern. Schnell floriert der Tauschhandel: US-Schokolade und Kaugummi gegen Wodka und Isognien. Chaim Thau und seine Kameraden rollten ihre tägliche Tabakration in die Rubelscheine ihres Solds. „Sie ahnten wohl, dass sie nie in der Lage sein würden, sie auszugeben, während die Versorgung der Amerikaner nicht nur bei den Rauchwaren viel besser war“, so Jeffrey Thau.

Diese unerwartet positive Erfahrung mit dem „Klassenfeind“ und „Waffenbruder“ habe auf dem Grabstein nichts zu suchen, erlebte ein derart eindrucksvolles Kameradschaftserlebnis, dass es als „Geist der Elbe“ in die Annalen einging. Wie auch auf den dreisprachigen Bronzetafeln am Denkmal in

Torgau zu lesen ist, wendet sich dieser Geist an die Menschen aller Nationen mit der Mahnung, Differenzen ausschließlich mit friedlichen Mitteln zu lösen.

Die Soldaten klärten die friedliche Verständigung meist durch Handzeichen und Gesten. Für die komplizierteren Regelungen und Absprachen brauchten sie Übersetzer. „Auch mein Vater beherrschte fünf Sprachen: Polnisch, Deutsch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch“, sagt Jeffrey Thau. „Das war auch einer der Gründe für seine Rekrutierung gewesen.“ Unter den Amerikanern gab es einige, die deutschsprachige Vorfahren hatten. So wurde kurioserweise das Deutsch des Feindes jene Sprache, die GIs und Rotarmisten am meisten benutzten, um sich auszutauschen. Jedenfalls so lange, bis professionelle Übersetzer vor Ort waren.

Zwei Tage nach dem Treffen unterbanden die Kommandoebenen beider Seiten dieses unregelmäßige Miteinander. Nur noch angemeldete und begleitete Treffen waren gestattet. Das galt auch für die Kriegsberichterstatter beider Seiten; man wollte gegenseitiger Spionage vorbeugen, der Kalte Krieg warf seine Schatten schon voraus, während der heiße Krieg noch tobte.

Kurz darauf wurde Chaim Thau ins immer noch umkämpfte Berlin kommandiert. Im Häuserkampf traf ihn eine deutsche Maschinengewehrpatrone. Sie blieb in seiner Wange stecken. Als er, zum Glück nur leicht verlehrt, nach dem Kriegsende in sein Dorf im Westen der Ukraine zurückkehrte, suchte er seine Familie. „Aber er fand sie nicht mehr“, erzählt Jeffrey Thau. „Seine ganze Familie war von Angehörigen der deutschen Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD ausgelöscht worden.“ Juden wie ihn gab es dort nicht mehr. Chaim Thau war in seiner Heimat heimatlos geworden. Er hatte nichts mehr. Nur noch Erinnerungen. Darunter die Erinnerung an Torgau. An die Amerikaner.

Also verließ der Leutnant die Rote Armee und sein Land und schlug sich nach Salzburg durch. Ein paar Jahre dauerte es noch, aber dann konnte Chaim Thau als Heimatloser mithilfe eines jüdischen Flüchtlingsprogramms in die USA auswandern – und irgendwann amerikanischer Staatsbürger werden. Er wurde sogar ein sehr berühmter Unbekannter: Das Foto von Torgau, auf dem man nur sein Gesicht ganz erkennen kann, diente als Vorlage für ein Relief auf dem „National WWII Memorial“, dem Weltkriegsdenkmal in Washington. Thau ließ sich in Milwaukee am Michigansee nieder, heiratete, wurde dreifacher Vater und eröffnete eine Autowerkstatt. Seine Erfahrungen mit dem Reparieren von Panzern dürfte ihm zugutegekommen sein.

Auch Jeffrey Thau, geboren 1955 in Milwaukee/Wisconsin, wurde Soldat wie sein Vater und war zuletzt Oberst der US-Luftwaffe. In diesen Tagen wird er bereits zum dritten Mal an den Gedenkfeierlichkeiten in Torgau teilnehmen. „Wer hätte gedacht“, sagt Jeffrey Thau, „dass siebzig Jahre nachdem ein polnischer Partisan, der gegen die Nazis gekämpft und aus dem Steg der Roten Armee durch Europa folgte, am Ende mit amerikanischen GIs über der Elbe die Hände schüttelt und dann noch selbst einen Sohn hat, der als pensionierter US-Offizier zu dieser Begegnung in einer deutschen Zeitung zitiert würde.“

Das Gedenken in Torgau ist ein Treffen der Söhne geworden. Von den Soldaten auf jenem weltberühmten Foto lebt heute keiner mehr.

Am Freitag, 24.4. um 15 Uhr eröffnet im Dokumentations- und Informationszentrum Torgau die Ausstellung „Torgau 1945 – Ein Kriegsende in Europa“. Die Gedenkveranstaltung zum 70. Jahrestag der Begegnung an der Elbe beginnt Sonnabend um 11 Uhr am Fahnenmonument.

Für meinen Vater war es das erste Mal in seinem Leben, dass er Amerikaner traf.

Jeffrey Thau, Sohn von Leutnant Chaim Thau

Streit um Seine Königliche Hoheit

Auf dem Alten Katholischen Friedhof in Dresden entsteht das Grabmal für Albert von Sachsen. Was auf dem Stein steht, ist für einige Stein des Anstoßes.

VON THOMAS SCHADE (TEXT)
UND THOMAS KRETSCHEL (FOTO)

Der Cottaer Sandstein leuchtet im Sonnenlicht. Stolz richten sich die recht groß geratenen Palmetten in die Höhe. Erhaben aus dem Sandstein gehauen, kündigt das Wappen von der Herkunft der Familie, die hier auf dem Alten Katholischen Friedhof in Dresden-Friedrichstadt ihre letzte Ruhe findet. „Providentiae memor“ ist unter dem Wappen zu lesen – „der Vorsehung einge-

denk“. Der Wahlspruch der sächsischen Krone. Es ist eine klassizistische Grabstätte mit Säulen und Giebeln, die hier für Albert von Sachsen entsteht. Am 6. Oktober 2012 war der letzte männliche Enkel des letzten Sachsenkönigs verstorben und auf eigenen Wunsch hier beigesetzt worden. Den Friedhof hatte sein berühmter Ahnherr August der Starke 1720 anlegen lassen. Neben Alberts Grab erscheint die benachbarte Ruhstätte beinahe schlicht. Das gehört dem Komponisten Carl Maria von Weber und wurde von Gottfried Semper entworfen.

Dieser Tage erledigen die Steinmetze Jan Dietrich und Philipp Wenzel die letzten Arbeiten an Alberts Grab, schließen letzte Fugen und schrauben die Grabplatten aus rotem Meißner Granit an. Am 16. Mai soll die letzte Ruhstätte des Wettiners mit einer Andacht eingeweiht werden, kündigt Klaus Przyklenk an. Der königstreue Chef des „1. Privilegierten Riesaer Schützenvereins Friedrich August III.“ beaufsichtigt die Arbeiten – das allerdings ist kein reibungsloses Unterfangen.

Ursprünglich sollte italienischer Marmor in den sächsischen Farben Weiß und Grün das Grab dominieren. Doch dagegen sperrten sich die zuständigen Stellen. Das Material passte nicht zum Friedhof, der zu den ältesten der Landeshauptstadt zählt. Die Familie lenkte ein und verwendet nun heimisches Material. Abstriche an der Grabhöhe machte man nicht.

Ärger gab es auch um die Aufschrift auf der Grabplatte. Unter einem stilisierten Kreuz steht da in goldenen Lettern geschrieben: „S.K.H. Dr. Phil. Prinz Albert von Sachsen Herzog zu Sachsen Markgraf von Meissen 30. 11. 1934 †6. 10. 2012“. Das Kürzel S.K.H. für „Seine Königliche Hoheit“ habe auf dem Grabstein nichts zu suchen, teilte das städtische Amt für Kultur und Denkmalschutz der Witwe Alberts mit. Nur lebende Personen würden noch mit dieser Anrede angesprochen. Außerdem widerspreche die Anrede „Prinz“ den seit 1919 geltenden Rechtsvorschriften. Seit der Abschaffung der Monarchie in Deutschland dürfen derartige Titel nicht



Die Steinmetze Jan Dietrich (l.) und Philipp Wenzel vermessen die Platte mit der Inschrift am Grab Alberts von Sachsen. Der Denkmalschutz monierte Unkorrektheiten, aber die Wettiner machten, was sie für richtig hielten.

mehr vor den Namen getragen werden. Sie gehören als Bestandteil des Namens in diesem Fall hinter das Wort Albert.

Formell hat das städtische Amt durchaus recht. Was es beanstandet, lässt sich in den Protokollregeln der Bundesregierung und im deutschen Namensrecht nachlesen. „Anredeformen wie ‚Königliche Hoheit‘ (...) und dergleichen haben keine rechtliche Grundlage“, heißt es da. Aber Elmira von Sachsen, Alberts Witwe, beeindruckte die ausdrückliche Bitte des Amtes wenig. Sie blieb bei ihrem Text.

Dass auch der Titel Markgraf von Meissen auf Alberts Grabstein graviert ist, dürfte indes bei Alexander von Sachsen weniger gut ankommen. Diesen Titel trägt bei den Wettinern nur der Chef des Hauses. Und den Posten beansprucht der umstrittene Alexander für sich – seit dem Tod seines Onkels Maria Emanuel im Juli 2012, der ihn adoptiert hatte.

So scheint es, dass die Königsenkel Albert und Maria Emanuel, die sich schon zu Lebzeiten nur wenig zu sagen hatten, auch im Grab noch miteinander streiten.